

Die heilige Lanze

Einfluß in Erwägung zu ziehen. Eropa hat nämlich die Eingeborenen im schlimmen Sinne beeinflusst oder gar soweit verändert, daß wir im wahren Sinne des Wortes von einem „neuen Eingeborenen“ reden können.
(Fortsetzung folgt).

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Us diesen Zuständen heraus ist dann auch folgerichtig die spätere vollständige Trennung von Rom, das große Schisma des orientalischen Christentums herausgewachsen, der griechisch-russische Orthodoxismus, welcher heute noch etwa 160 Millionen Anhänger zählt.

Diese Kirchenspaltung wurde vorbereitet durch den an Wahnsinn grenzenden Bildersturm der Kaiser Leo und Konstantin V., welche nicht nur die herrlichsten Bilder in allen Kirchen zerstörten, sondern alle, welche in der vernünftigen Verehrung der Bilder Christi, Maria und der Heiligen einen Akt der Pietät sahen, unter den grausamsten Qualen hinrichten ließen. Dann kamen die beiden eigentlichen Urheber der Kirchenspaltung. Der eine war Photius, ein Laie (Lehrer und Beamter), ein Mann von glühendem Ehrgeiz, der sich binnen sechs Tagen alle Weihen geben ließ, angefangen von den niederen bis zur Bischofskonsekration, um dann den Patriarchenstuhl von Konstantinopel zu besteigen und aller Einsprüche Roms zu spotten; der Kaiser Michael III., wieder einmal ein vollständig unfähiger Mensch, der nichts als Trunk, Spiel und Vergnügen kannte, ließ alles geschehen. Und später kam Michael Cärolarius, gleichfalls Patriarch von Konstantinopel (ums Jahr 1060), unter welchem sich die Trennung endgültig vollzogen hat zum unendlichen Schmerze der Päpste und aller wohlmeinenden Bischöfe und Priester im Orient.

Der Hof, die Stadt und das Volk von Konstantinopel sind der Ausgangspunkt dieses unermesslichen Unglücks gewesen; der Hof durch die immer zunehmende Unfähigkeit der Kaiser, und das Volk dadurch, daß es mit förmlichem Fanatismus und mit noch größerer Unwissenheit sich einmischte in die wichtigsten und subtilsten Fragen der Glaubenslehre und natürlich immer auf Seiten der Irrlehrer war, die ihm schmeichelten und es verheßten. Auf dem Markte, in den Marktskneipen, auf allen Gassen disku-

tierte der Pöbel z. B. über die Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit des menschgewordenen Sohnes mit dem Vater, und oft genug arteten solche Glaubensgespräche in wilden Prügeleien aus. Jedes Waschweib und jeder Schusterbub sah sich als eine Art Kirchenlehrer an, der kein Lehramt kannte und sich selbst seinen Glauben zurechtmachen wollte. — (Auch das ist nicht ausgestorben in den folgenden Jahrhunderten, bis herein in die Gegenwart, wo es ja Tausende von Sekten gibt, denen sich fast täglich neue anreihen).

Der Hauptpunkt der großen Kirchenspaltung ist die Stellung des Papstes in der Kirche. Die Irrlehrer des Orients anerkennen den Papst zu Rom nicht als das Oberhaupt der ganzen Kirche Gottes auf dem Erdenrund, sondern nur als „Patriarchen der weströmischen Kirche“, der ihnen nichts mehr zu gebieten habe. Sie haben also das Band der Einheit mit der wahren Oberhaupt zerschnitten und sich dadurch außerhalb der Kirche gesetzt. Wenn sie sich rühmen, „frei geworden zu sein von der Knechtschaft Roms“, so sind sie andererseits in die schmachlichste und unwürdigste Abhängigkeit der weltlichen Herrscher gekommen und das innere religiöse Leben ist vielfach zu äußerlichem Formeldienst erstarrt.

Wiederholte Versuche, die getrennten Brüder im Orient zur Kirche, mit der sie doch alle Sakramente, das hl. Messopfer, den Priesterstand usw. gemeinsam haben, zurückzuführen, waren umsonst. Sie scheiterten am Widerstand der hochmütigen und ehrgeizigen schismatischen Bischöfe und auch an dem Fanatismus des verheßten Pöbels, der sich in einen unauslöschlichen Haß nicht bloß gegen Rom, sondern gegen das abendländische Europa überhaupt hineingelegt hatte.

Daraus sind auch die furchtbaren Frevel hervorgegangen, welche vom „Christlichen“ Konstantinopel den Kreuzfahrern gegenüber begangen wurden. Wir werden das nächste Mal davon hören; um dann die Eroberung Konstantinopels

durch die Türken selbst zu schildern.

Welch ein ungeheurer Gegensatz zwischen dem oströmischen Christentum und dem Abendland klappte, hat sich besonders gezeigt zur Zeit der Kreuzzüge. Während durch das ganze westliche und mittlere Europa der Ruf ging: „Auf zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, Gott will es“, und während Tausende begeisterte und opferwillige Männer aus den höchsten Ständen, wie aus dem einfachen Volke, das Kreuz nahmen zum Zug ins Heilige Land, blieb man in Konstantinopel kühl und kalt: man fürchtete die Mohammedaner und wollte es nicht mit ihnen verderben.

Es blieb aber nicht dabei.

Die Griechen — so wurden die schismatischen Christen kurzerhand genannt — haben den Kreuzfahrern, an deren Spitze doch Bischöfe und päpstliche Legaten und die Blüte des christlichen Adels von Deutschland, Frankreich, Italien, Ungarn usw. standen, heimtückisch die größten Schwierigkeiten bereitet und oft schwer geschadet. So hat der griechische Kaiser Alexius schon im ersten Kreuzzug, dem Heere Gottfrieds von Bouillon Schwierigkeiten aller Art bereitet und erst dann nachgegeben, als der letztere ernst machte.

Im zweiten Kreuzzug, welchen der hl. Bernhard predigte und welchen der deutsche König Konrad III. führte, zeigte sich erst recht der Haß der schismatischen Griechen gegen die katholischen Glaubensbrüder. Der Kaiser Manuel Komnenus tat alles, um den verhassten Abendländern zu schaden und den Kreuzzug unmöglich zu machen. Sogar ein griechischer Geschichtsschreiber sagte, es lasse sich kaum eine Hinterlist und Bosheit denken, die der Kaiser nicht gegen die Kreuzfahrer angewendet habe. Besonders allgemein war der Betrug und Wucher im Handel und Verkehr mit den Kreuzfahrern — kein Wunder, daß den letzteren manchmal auch die Geduld ausging. Ihren Gipfel aber erstieg die Niederträchtigkeit der Griechen, als die Kreuzfahrer auf dem kleinasiatischen Gebiete waren. Die griechischen Städte ließen keinen Abendländer ein, lieferten gegen sündenteures Geld schlechte, sogar direkt vergiftete Lebensmittel, ließen sich erst zahlen und überschütteten die unter den Mauern wartenden Kreuzfahrer mit Hohn Gelächter und übten fortgesetzt Verrat an denselben gegenüber den Türken.

Bei Ikonium aber geschah das Entsetzlichste. Eines Morgens waren die sämtlichen griechischen Führer, die man reichlich bezahlte und die feierlich geschworen hatten, dem Heere den rechten

Weg zu weisen, verschwunden, nachdem sie erst die Kreuzfahrer in ein ödes, wasserloses, von hohen Felsen umschlossenes Tal geführt hatten. Als es denselben endlich gelungen war, einen Ausweg zu finden, sahen sie sich auf allen Seiten von den Türken umgeben, an welche sie von den griechischen „Christen“ verraten waren! Erschöpft und durch Hunger abgezehrt, hatten die Kreuzfahrer den unaufhörlichen Angriffen der Ungläubigen nicht stand zu halten vermocht, und das Ende war, daß nach etwa vierzehn Tagen das gesamte deutsche Kreuzheer fast vollständig vernichtet wurde — nicht der zehnte Teil blieb mehr übrig. Der französische König Ludwig VII. aber, der mit seinem Heer nun auch nicht weiter gelangen konnte, schloß mit der griechischen Kaiserin Manuel einen feierlichen Vertrag wegen der Zurückführung seiner Truppen nach Antiochien, aber die Griechen verrieten wiederum die Christen an die Türken, nachdem sie riesige Summen sich hatten zahlen lassen und schließlich nahm eine griechische Flotte den französischen König gefangen!

Wenn der zweite Kreuzzug auf solche Weise vollständig ergebnislos endete, so hat die Hinterlist und der niederträchtige Verrat der schismatischen „Christen“ des Orients einzig und allein die Schuld daran.

Das Bild dieses schismatischen „Christentums“, dessen Sitz Konstantinopel war, vervollständigt sich, wenn man die Geschichte des dritten Kreuzzuges kennt, welchen bekanntlich kein Geringerer als Kaiser Friedrich I., Barbarossa, geführt hat. Um den Griechen keinen Vorwand zu geben zu Feindseligkeiten, gestattete er nur ganz zuverlässigen Männern den Eintritt ins Kreuzheer und übte strengste Manneszucht. Auch schloß er mit dem griechischen Kaiser Verträge über den Durchzug des Kreuzheeres und Lieferung von Nahrungsmitteln unter den schönsten, scheinheiligsten Versicherungen aus Konstantinopel.

Aber schon in Bulgarien gab es Feindseligkeiten, und gefangene bulgarische Edle teilten nun mit, daß sie von Konstantinopel her aufgehetzt worden seien. Auch sonst kamen die Griechen den eingegangenen Verpflichtungen wegen Versorgung mit Lebensmitteln ganz schlecht nach. Barbarossa entsandte nun zwei Gesandte aus edlem Geschlechte nach Konstantinopel, um Protest zu erheben und den griechischen Kaiser Isaak Angeles an die geschlossenen Verträge zu mahnen. Der ebenso grausame als charakterlose und hinterlistige Grieche aber, der nebenbei von maßlosem Größenwahn aufgebläht war, hatte sich unterdessen

heimlich mit dem Sultan, dem Haupt der Ungläubigen, gegen die Kreuzfahrer verbündet. Und statt einer Antwort an Barbarossa ließ er dessen beide Gesandte in den Kerker werfen.

In der Sophienkirche aber predigte der Patriarch der „Orthodoxen“ vor dem Kaiser Isaak Angelos, dem ganzen Hofe und auch im Beisein vieler Ausländer den wütendsten Haß gegen die christlichen Kreuzfahrer. „Ein Grieche“, rief er in die Massen seiner Zuhörer hinein, „welcher hundert Kreuzfahrer tötet, verdient

Bösartigkeiten und Feinseligkeiten von den dortigen griechisch-schismatischen Christen erleiden.

An diesen Beispielen mag es genügen, um darzutun, welch ein Abgrund sich allmählich aufstaut zwischen den griechischen Orthodoxen im oströmischen Reiche und den abendländischen Christen in Europa. Es war nicht nur der Unterschied zwischen Orientalen und Westeuropäern, sondern noch weit mehr der Unterschied im Glaubensbekenntnis, was die beiden christlichen Volkshälften un-



P. Gräder RMM. und Br. Viktor in Landzind
(Siehe Artikel im vorigen Heft)

sich dadurch die Vergebung von zehn Mordtaten!“ Und Kaiser Isaak selbst richtete in einem, von orientalischen Prahlereien strotzenden Schreiben an den deutschrömischen Kaiser alle möglichen unverschämten Anforderungen. Barbarossas Antwort war, daß er sein Heer gegen Konstantinopel marschieren ließ, die griechischen Festungen Adrianopel, Demotika und andere Plätze nahm und bald vor Konstantinopel selbst stand. Da war es nun plötzlich aus mit den Prahlereien des Großgriechen; er bequeme sich zu neuen Verträgen und ging auf alles ein, was Barbarossa für nötig fand zum Gedeihen des Kreuzzuges. Ja, Kaiser Isaak ging sogar soweit, zur Betätigung dieses Bündnisses seine Tochter, die Prinzessin Irene mit dem jüngsten Sohne Barbarossas, Philipp, zu verloben. Gleichwohl mußten die Kreuzfahrer auf kleinasiatischen Boden oft genug noch

rettbar entzweite. Jede Irrlehre, jede Trennung von der wahren Kirche Gottes und jeder Abfall von ihr ist von Anfang an gekennzeichnet gewesen durch den Haß gegen das Oberhirtenamt in Rom, gegen das Papsttum. Darin allein gleichen sich alle von Anfang des Christentums bis zum Ende der Welt, und dieser Haß gefährdet jedes aufrichtige Zusammengehen der ganzen Christenheit; er ist das Unkraut unter dem Weizen, die Saat des bösen Feindes im Felde der christlichen Menschheit. Er hat auch mehr als politische und nationale Gegensätze die Christenheit des Orient, die Griechen und die Katholiken des Abendlandes, die „Lateiner“, wie man sie in Konstantinopel hieß, auseinandergerissen. Er hat das Unglaubliche geleistet, die Griechen, zu geheimen und offenen Verbündeten der Türken, der Ungläubigen zu machen im Kampfe um die heiligsten Güter des

Christentums — ein satanischer Hohn auf den Gründer von Konstantinopel, den großen Konstantin, den Sieger über das alte Heidentum und den Befreier der Christen von ihren Verfolgern!

Es konnte nicht fehlen, daß das feindselige und heimtückische Verhalten der Griechen gegen die Kreuzfahrer im Abendlande bekannt wurde. Hatten doch darunter alle Teilnehmer an den Kreuzzügen wehrend mehr als zwei Jahrhunderten zu leiden. So waren die Griechen überall verrufen, verachtet und gehaßt, als eine Nation von Lügern und Verrätern, von Heuchlern und Verrätern, als Verkörperung der Falschheit und Charakterlosigkeit, der schmutzigsten Gewinnucht und des schändlichen Wachers, und die Kluft zwischen dem östlichen und westlichen Christentum wurde immer größer und tiefer, wurde, menschlich gesprochen, unheilbar.

Ein Mittel hätte es freilich gegeben zur Heilung: die Wiedervereinigung im Glauben, die Anerkennung des Bischofs von Rom als Oberhaupt der gesamten Kirche Gottes, als sichtbaren Stellvertreters Christi auf Erden und rechtmäßigen Nachfolger des Apostels Petrus, wem der Herr den Auftrag gab, seine Herde zu weiden. Tiefblickende, fromme Männer auf beiden Seiten der Griechen selbst sahen das längst ein, und fast alle Päpste waren bemüht, die Wiedervereinigung herbeizuführen. Oftmals beriet man, mehrfach wurde sogar die Rückkehr nach Rom beschlossen, aber immer wieder scheiterte alles, in letzter Linie an der echt orientalischen Selbstvergötterung des schismatischen Patriarchen in Konstantinopel, die sich dem Papste mindestens gleichstellten, und ebenso an dem blinden, vernunftlosen Fanatismus des Volkes, das sich allein als „rechtgläubig“ ansah, und der hinter ihm stehenden unwissenden und verrohten Popen und schismatischen Mönche, die aber vom Mönchtum nur mehr den Namen hatten.

Einmal war es nahe daran, daß die Einheit der Kirche wieder auf der ganzen Erde hergestellt werde; das war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Kaiser Johann VI. von Konstantinopel war angesichts der drohenden Türkengefahr zur Erkenntnis gekommen, nun müsse unter der Christenheit selbst zuerst Frieden geschlossen und eine einheitliche Front hergestellt werden. Er fand sich mit dem Patriarchen von Konstantinopel und anderen griechischen Bischöfen persönlich auf der Kirchenversammlung in Ferrara und Florenz ein, und hier kam im Jahre 1439 wirklich die ersehnte Wiedervereinigung zustande und die ganze Christenheit des Orients

mit dem Abendlande freute sich dieses Ereignisses.

Aber die Wiedervereinigung kam nicht zur Durchführung. Die Feinde des Papstes im Orient hekten durch grauenhafte Lügen das unwissende Volk, vor allem aber in Konstantinopel auf, zu einem Fanatismus, der an Wahnsinn grenzte. Kaiser Johann VI. und die Bischöfe, die den Frieden geschlossen hatten, wurden bei ihrer Ankunft in Konstantinopel mit Verwünschungen, Spott und Hohn und mit Vorwürfen überhäuft, sie hätten die Ehre der griechischen Nation verraten usw., die schismatischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem sprachen den Bann über das Werk der Union aus, überall, wo man dieselbe durchführen wollte, gab es Widerstand, und zum Ende trat der Kaiser samt seinen Anhängern auch wieder zurück. Der Romhaß hatte wieder einmal gesiegt, der Fanatismus hatte die Vernunft erstickt, die Griechen hatten zum letztenmal die Hand zurückgewiesen, die sie retten konnte: ihr Schicksal war besiegelt und nun nahte unaufhaltsam das Verhängnis.

Sultan Murad II. setzte die Eroberungen seiner Vorgänger fort, eroberte bei Kossowo in Ungarn einen großen Sieg, und nach seinem Tode bestieg Mohammed II. den Thron des Osmanischen Reiches, welcher nach Gottes Zulassung dem oströmischen Christenreiche ein Ende machte, an Konstantinopel das Strafgericht vollzog und für alle Zukunft diese Stadt in die Residenz des türkischen Reiches verwandelte.

Die Päpste schienen die einzigen in dieser Zeit zu sein, welche die ganze Größe der Gefahr erkannten. Immer wieder riefen sie das Abendland auf zur gemeinsamen Abwehr der Türkenmacht und zur Rettung Konstantinopels. Aber sie fanden nicht viel Gehör: die Könige, Fürsten und Republiken Europas hatten für sich selbst zu tun, und sodann hatte man für das treulose Volk der Griechen nicht mehr viel übrig.

Noch einen letzten Rettungsversuch machte der byzantinische Kaiser Konstantin XII., nachdem Sultan Mohammed bereits den Krieg erklärt hatte. Er wandte sich an Papst Nikolaus V. mit der Erklärung, sein ganzes Volk vom Schisma wieder zur Kirche zurückzuführen und die Union von Florenz jetzt durchführen zu wollen. Zweifellos hätte dieses Ereignis den größten Eindruck auf das ganze Abendland gemacht und dem bedrohten christlichen Orient, der jetzt wieder katholisch war, auch Hilfe von allen Seiten Europas gebracht.

Der Papst entsandte dann auch einen Legaten mit entsprechender Begleitung

nach Konstantinopel. Das war der Kardinal Isidor mit einer Anzahl anderer Prälaten und Ordensleute, sowie mit einer Wache von 200 römischen Freiwilligen. Anfang Dezember 1452 trafen sie in Konstantinopel ein, und am 12. Dezember wurde im Angesicht des Kaisers, seines Hofes und seiner Fürsten und von 300 Geistlichen die Wiedervereinigung des christlichen Orients mit Rom und dem katholischen Abendlande feierlich verkündigt.

Aber die Worte verhallten wirkungslos, der blinde Haß gegen Rom machte jeden Erfolg unmöglich. Der fanatische Führer der orthodoxen Romfeinde, Genadios, hielt wütende Brandreden in allen Straßen und stachelte das Volk zur Raserei auf. Ein besonderes Schlagwort lautete: das nationale Bewußtsein und die nationale Ehre des griechischen Volkes verbiete jedes Zusammengehen mit dem römischen Papste und den „Lateinern“. Schismatische Popen erklärten jeden Anhänger der Union mit Rom für exkommuniziert und die Sophienkirche als eine Höhle des Teufels und eine Synagoge der Juden. Der mächtigste Mann nach dem Kaiser im oströmischen Reiche aber, Großherzog Lukas Notaras, sprach öffentlich das Wort: „Lieber wolte er den Turban des türkischen Sultans in Konstantinopel sehen, als die Tiara des Papstes!“

Diejenigen, welchen es ernst war mit ihren Christentum und zugleich mit der Rettung der Hauptstadt, blieben vollständig in der Minderheit. Der fanatische Haß der griechischen Schismatiker gegen Rom beherrschte das unglückliche Konstantinopel, und so ging es nun seinem Untergang unrettbar entgegen: der entscheidliche, widerchristliche Wunsch des Lukas Notaras ist in Erfüllung gegangen.

Unter den katholischen Mächten des Abendlandes war natürlich nicht viel Begeisterung vorhanden für das griechisch-fanatische Konstantinopel; nur die Republik Genua sandte Mannschaften und Kriegsmaterial, Venedig versprach solches, zögerte aber die Absendung seiner Schiffe hinaus, bis es zu spät war. Der Papst allein war immer noch tätig, um Hilfe für Konstantinopel zusammenzubringen. Es gelang ihm, zehn eigene und eine Anzahl anderer italienischer Kriegsschiffe in aller Eile abzusenden, aber unterdessen war die Hauptstadt Ostroms bereits ihrem Schicksal verfallen.

Damit sind wir bei den Ereignissen angelangt, welche der überlebende Pio Blandini, nunmehr oberster Janitschar beim türkischen Prinzen Dschem, selbst erlebte, und es erübrigt nur, das Nötigste von der kurzen Belagerung und der un-

glaublich raschen Eroberung Konstantinopels durch Sultan Mohammed II. zu erzählen.

Am 29. Mai 1453, Dienstag nach dem Dreifaltigkeitsfest in Konstantinopel, der Mittelpunkt der fünfhundertjährigen Trennung der orientalischen Christenheit von der Kirche Gottes und ihrem rechtmäßigen Oberhaupt, von dem längst drohenden Gottesgerichte getroffen worden. Es war ein Ereignis, welches nur in der Zerstörung Jerusalems, der Stadt des Gottesmordes, seinesgleichen hat in der Kirchengeschichte.

Von Adrianopel aus, welches schon seit hundert Jahren die Residenz des türkischen Herrschers war, hatte Sultan Mohammed II. am 23. März, dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, mit einem Heere von etwa 200 000 nach Sieg und Beute dürstenden Ungläubigen und gewaltigen Geschützen den Vormarsch angetreten. Am Samstag in der heiligen Osterwoche lag seine ungeheure Armee in einem Halbkreis, etwa eine halbe Stunde entfernt, vor der unglücklichen Hauptstadt des oströmischen Christenreiches und unverzüglich begann die Belagerung. 14 Batterien feuerten unaufhörlich gegen die festen Mauern, Tore und Häuser der Stadt, und außerdem waren 13 ungeheure Geschütze an besonders wichtigen Punkten aufgestellt, welche Steinfugeln von 200 bis 500 Pfund Gewicht schleuderten; das größte der Geschütze, überhaupt die riesigste Kanone, welche die Geschichte kennt, gegossen in Ungarn, schoß Steinfugeln von 800 bis 1200 Pfund Schwere. Da sie eine entsprechende Masse Pulver (500 Pfund!) brauchte, so war es begreiflich, daß schon nach 12 Tagen das Riesengeschütz von der Ladung selber zerrissen wurde; der Erfinder desselben wurde dabei in Stücke zerfetzt.

Und wie groß war die Zahl der Verteidiger der Stadt?

Schon die Antwort auf diese Frage enthält eine unauslöschliche Schmach für die Griechen. Von 300 000 Einwohnern Konstantinopels hatten sich nicht einmal fünftausend Männer gefunden zur Rettung der Stadt aus Türkengefahr! Wenn man damit vergleicht, wie unter Ausbietung des letzten Mannes die Christenheit seinerzeit in der Riesenschlacht auf den Katalaunischen Feldern (beim heutigen Chalons an der Marne) den König Attila vernichtend schlug und das Abendland von der Hunnengefahr befreite, wie Bürger und Bauern, Priester und Mönche und selbst das Frauengeschlecht unter St. Ulrichs Führung zusammenstanden bei der Belagerung Augsburg und auf dem Lechfeld, und der

Ungarngefahr für immer ein Ende machten, wenn man an die fast gleichzeitigen unsterblichen Siege Hunyadi und Capistrans zur Befreiung Belgrads und Skanderbegs zur Rettung Albaniens und den zehnjährigen Befreiungskampf Spaniens gegen die Mauren in festgeschlossener Einmütigkeit denkt, so steht die Einwohnerschaft Konstantinopels in der Belagerung durch die Türken geradezu jämmerlich und erbärmlich da.

Allerdings sind die Sieger von Chalon und dem Vechfeld, von Belgrad und Granada und später von Wien, katholische Christen des Abendlandes gewesen, die Bewohner von Konstantinopel aber griechisch-orientalische Schismatiker, in welchen fanatischer Haß gegen Rom und die „Lateiner“ das positive Christentum verdrängt und ersetzt hatte. Schmachvoll haben sie ihre Christenehre in jenem Jahre der großen Entscheidung mit Füßen getreten, ihr selbstgerechter hochmütiger Fanatismus hatte sie taub und blind und unfähig gemacht zu erkennen, welche ungeheure Gefahr ihnen selbst und der ganzen Christenheit drohte und welche riefenhaften Verrat sie an derselben durch ihre Gleichgültigkeit, Feigheit und ihren Geiz begingen.

Denn auch hier, im höchsten Stadium der Gefahr, verloren die Griechen ihren schmutzigen Geiz nicht. Millionen und Millionen, ungeheure Reichtümer waren aufgestapelt in der Hauptstadt des christlichen Orients, wie sich nachher bei der Plünderung von Konstantinopel herausstellte — und die Vertreter der Stadt erklärten, kein Geld zu haben, um Truppen anzuwerben zur Verteidigung; ja sie bettelten den sonst so gehaßten Papst und die italienischen Katholiken um eine Beisteuer für das Besatzungsheer an!

Die rund 500 Byzantiner, welche Waffendienst taten, waren in der Hauptsache Anhänger des Kaisers Konstantin XI., welcher, wie mitgeteilt, angesichts der Gefahr für sich und sein Reich sich mit dem Oberhaupt der Kirche ausgesöhnt hatte und feierlich wieder zur Einheit der katholischen Kirche zurückgetreten war. Er und sein Hof und wohl die meisten der 5000 eingeborenen Verteidiger Konstantinopels sind also katholisch gewesen. Außer ihnen stand noch ein kleines Hilfsheer von zusammen 800 bis 1000 Mann in der Stadt, lauter Abendländer, welche der edle Genuese Justiniani zusammengebracht hatte, darunter auch Deutsche. Ein Deutscher, namens Grant, ein überaus erfahrener und tüchtiger Kriegermann, hatte das ganze Geschütz- und Minenwesen unter sich. Dieses Hilfsheer war ein: Kerntruppe ersten Ranges.

Aber was waren die kaum 6000 christlichen Verteidiger der Stadt Konstantinopel gegen die 40- und 50fache Übermacht, mit welcher Sultan Mohammed sie einschloß! Denn zu dem vorzüglich ausgebildeten regulären Heer von über 200 000 Mann waren in den letzten Monaten mehr als 200 000 Freiwillige ihm zugeströmt, welche vor allem die Hoffnung herführte, in Konstantinopel unermessliche Beute zu machen und allen Lüste und Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Sie sind auch auf ihre Rechnung gekommen . . .

Dem größten Teil der Einwohner sind aber auch jetzt noch nicht die Augen aufgegangen. Wie hypnotisiert oder von einer gemeinsamen fixen Idee behaftet, sagten sie sich immer nur das Eine: „Haß den Lateinern, Haß der Wiedervereinigung mit der abendländischen Christenheit, Haß gegen Rom“ — und darüber hatten sie jedes Augenmaß für die entsetzliche Wirklichkeit verloren. „Wen Gott verderben will, den verblendet er“, dieses Sprichwort ist noch nie in der ganzen Weltgeschichte mit Ausnahme Jerusalems so zur katastrophalen Wahrheit geworden, wie im Untergang Westroms und dem Fall von Konstantinopel. So war es denn kein Wunder, wenn man oft genug das Wort hörte, es sei besser, wenn der Sultan die Stadt erobere, als wenn Kaiser Konstantin XI. sie behalte, denn im letzteren Falle würde er die Union mit Rom durchführen, komme man aber unter die Herrschaft Mohammeds, so werde die griechische Christenheit ihre Freiheit behalten!

Daß es möglich gewesen wäre, Konstantinopel zu retten, geht schon daraus hervor, mit welchem Erfolg die 6000 Mann der Verteidigung kämpften. Die Breschen, welche von den türkischen Batterien in die Mauern geschossen waren, wurden während der Nacht immer wieder ausgefüllt, Gegenminen wurden gegraben, feindliche Stellungen in die Luft gesprengt und ein großer Sturm Mohammeds am 20. April glänzend abgeschlagen; auch in einer Seeschlacht verlor er verschiedene Schiffe und 12 000 Mann: er tobte vor Wut über diese Verluste.

Was hätte sich also machen lassen, wenn Konstantinopel anstatt der armseligen Zahl von 6000 das Vier- oder Fünffache von Verteidigern gehabt hätte!

Mohammed sah nun ein, daß es nicht genüge, Konstantinopel von der Landseite her eingeschlossen zu haben; denn von der Seeseite her, dem Marmerameer, brachten christliche Schiffe immer wieder Munition und Nahrungsmittel in ausreichender Menge. Auf raffinierte

Weise brachte er in einer Nacht auf einer Art Rutschbahn, an welcher 50 000 Mann gearbeitet hatten, über 70 Schiffe aus dem Bosporuskanal in den Hafen der Stadt, so daß im ganzen weit über 100 türkische Schiffe die Belagerung auch von der Seeseite her aufnahmen. Zur Abwehr derselben brauchte man natürlich erhebliche Kräfte, und so mußte die Verteidigung der Landseite entsprechend geschwächt werden. Daß aber jetzt die Griechen in Konstantinopel sich aufgerafft hätten zur Verstärkung des Besatzungsheeres, davon meldet die traurige Geschichte des Falles von Konstantinopel kein Wort. Der Kaiser, der, fast übermenschlich sich anstrengend, überall erschien, eingriff und seine Pflicht tat, war verlassen von seinen Untertanen. Er hatte ja Frieden gemacht mit der übrigen Christenheit und das konnte ihm der wahngeschwollene, pharisäische Hochmut und das fanatische „Nationalbewußtsein“ der griechischen Schismatiker nicht verzeihen. Der Sultan wurde über diese Zustände im Innern der belagerten Stadt durch Verräter ganz auf dem laufenden gehalten, und so konnte er den allgemeinen Sturm mit Aussicht auf rasches Gelingen in aller Ruhe vorbereiten.

Der 29. Mai, Dienstag vor dem Fronleichnamsfest wurde von ihm dazu bestimmt.

Von den Türmen und Mauern der belagerten Stadt konnte man in der herrlichen Mainacht das aufgeregte Treiben und Leben in dem riesigen Lager der Ungläubigen, das durch unzählige Wachtfeuer erleuchtet war, wohl übersehen. Mehr als 400 000 Türken konnten den Tag kaum erwarten, welcher ihnen den herrlichen Sieg und dann die unermessliche Beute der Kaiserstadt in die Hände bringen sollte. Sultan Mohammed tat alles, um ihre Leidenschaften aufzustacheln, ungezählte türkische Derwische entflammten den Fanatismus der Massen, denen sie verkündeten, wer die Stadt erobern helfe, dem falle die Beute zu, wer dabei sterbe, habe noch ein weit besseres Los, da er sofort in die Pforten des „Paradieses“ eingehe, wo jeder hundert Frauen habe usw. Der Sultan ließ ausrufen, wer von den Soldaten als Erster die Mauer von Konstantinopel ersteige, werde Statthalter seiner reichsten Provinz und erhalte mehr Ehren und Reichtum, als er sich denken könne; den Soldaten überlasse der Sultan die ganze Beute in der Stadt, alle Reichtümer und Kostbarkeiten, und dazu alle Gefangene, Frauen und Kinder eingerechnet!

Die Einwohner der dem Verderben geweihten Stadt konnten sich jetzt keiner Täuschung mehr hingeben über das, was bevorstand angesichts der zusammengeschnitzten Zahl der Verteidiger. Auf jeden einzelnen von ihnen kamen rund hundert Feinde!

Die Tapferen bereiteten sich auf den Kampf, aber auch auf den Tod für das Kreuz Christi vor durch den Empfang der heiligen Sakramente. Ihnen allen



Fütterung des „Morik“. Falke zum Schutze der Hühner in Rhodesia

war Kaiser Konstantin XI., der letzte der oströmischen Cäsaren, ein leuchtendes Vorbild. Überall sah er noch nach auf den Mauern und Wällen, ließ Breschen ausfüllen, neue, tiefe Gräben ziehen und versammelte dann seine Großen und Edlen im Palaste, mahnte sie mit flammenden Worten an ihre Pflicht und appellierte an ihre Treue gegen Gott und das Vaterland. Dann eilte er zur nunmehr katholischen Sophienkirche, bekannte hier öffentlich seine Sünden und empfing den Leib des Herrn — es sollte zugleich eine Wegzehrung sein. Als er für alle Fälle sich von seinem Volke, soweit es ihm treu geblieben war, verabschiedete und alles weinte, wurde auch er einen Augenblick übermannt, aber dann eilte er hinweg und bestieg sein Roß, um die letzten Anstalten zum end-

gültigen Abwehrkampf zu treffen.

Und die große Masse des schismatisch gebliebenen Volkes von Konstantinopel? Sie blieb auch jetzt noch verblindet und verstockt in ihrem Fanatismus.

Sie strömten zu den verschiedenen Kirchen und jammerten und beteten und schrien zum Himmel und klagten sich ihrer Sünden an und — hofften in ihrer Vermessenheit auf ein großes Wunder, das sie unfehlbar retten werde. Ihre Popen machten ihnen vor, die Feinde werden zwar bis ins Herz der Stadt gelangen, aber bei der Säule Kaiser Konstantins des Großen werde ein Engel vom Himmel kommen, einem Mann aus dem Volke ein Schwert geben und dieser werde die Türken nicht bloß aus der Stadt, sondern aus ganz Europa und Kleinasien bis an die Grenze von Persien vertreiben! Und noch in diesen letzten Stunden widerhallten die griechischen Kirchen von Haßpredigten gegen Rom und die Lateiner! Daß sich aber diese „tapferen“ Schismatiker dazu aufgerafft hätten, selber die Waffen zu ergreifen zum heiligen Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond, davon war keine Rede. Gott sollte ihnen wunderbar helfen, aber sie selbst wollten in ihrer erbärmlichen Feigheit und Verbissenheit keinen Finger rühren. Ihr eigener Geschichtsschreiber, Phranzes hat geschrieben: „Sie waren derart verblindet, daß, wenn selbst ein Engel vom Himmel gekommen und ihnen den Befehl überbracht hätte, nach dem Beispiel des Kaisers sich mit Rom und dem Abendland auszuföhnen, sie den Untergang Konstantinopels vorgezogen hätten.“

Die ganze Weltgeschichte kennt kein Beispiel solch eines schmachvollen Massenverrats eines christlich sein wollenden Volkes, wie den der schismatischen Griechen beim Fall von Konstantinopel. Ihr einst so stolzes, gewaltiges oströmisches Reich, ihre durch Falschheit, Hinterlist und Geldgier entartete Nation, ihre Hauptstadt, die zweitschönste Stadt der Welt, der Mittelpunkt des Hasses und des Kampfes gegen Rom und gegen das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche Gottes auf Erden, waren reif für den Untergang in einem grauenhaften Strafgerichte, dessen Nachwirkungen heute noch andauern.

Im frühen Morgenrauen des 29. Mai gab Sultan Mohammed den Befehl zum Generalsturm auf Konstantinopel. Gleich dem Donner der Meeresbrandung erhob sich aus allen Teilen der Stadt umschließenden Türkenlagers der hunderttausendfache Ruf: „Allah ist Gott und Mohammed sein

Prophet!“ Als furchtbarster Hohn auf die Zerrissenheit der belagerten Christenstadt klang er gleich den Posaunen des jüngsten Gerichtes herein über die Wälle und Mauern ins Innere der Stadt.

Dann eröffneten die sämtlichen feindlichen Geschütze aus achtzehn Batterien ihr Feuer gegen bestimmte Teile der Mauern, um Breschen zu legen, und als sie einige Stunden später schwiegen, stürmten unter wütenden Schlacht- und Siegesrufen etwa zweihunderttausend Feinde von allen Seiten heran, um die Mauern zu ersteigen. Es waren dies die Freiwilligen, welche sich von überallher dem Sultan angeboten hatten, weil sie reiche Beute zu machen hofften. Sie waren ihm gerade recht zum „Kanonenfutter“. Sie sollten das kleine Häuflein der todesmutigen Verteidiger ermüden, die Kraft der ersten Abwehr über sich ergehen lassen und mit ihren Leichen die Wallgräben ausfüllen. Zwei Stunden lang dauerte der furchtbare Kampf, Zehntausende von Türken waren gefallen oder kampfunfähig, und noch hatte kein Feind an irgendeiner Stelle die Mauer erstiegen. Kaiser Konstantin und seine fünftausend Getreuen verrichteten Wunder der Tapferkeit, der erste Generalsturm war siegreich abgeschlagen.

Sultan Mohammed hatte damit gerechnet.

Nun aber gab er das Zeichen zum entscheidenden Ansturm. In tiefem Schweigen rückte die Hauptmacht, seines Heeres Kerntuppen, heran, über zweihunderttausend Mann an der Zahl, ausgeruht, frisch, bis zum Wahnsinn kampfbegeisterte Kriegermassen. Die Verteidiger hatten keine Reserven zur Verfügung; sie durften keine Ermattung zeigen, sie mußten nun auch den zweiten Generalsturm bestehen.

Der Kaiser und nicht zuletzt der deutsche Befehlshaber der Geschütze hatten die ganze Nacht über Vorfrage getroffen, sodaß die Kanonen mit Munition versehen und gut bedient waren. In rasender Wut stürmten die Massen der türkischen Kerntuppen vor und suchten die Mauern zu ersteigen. Aber die ausgezeichnet verteilten und bedienten Geschütze der Verteidiger taten glänzend ihre Schuldigkeit; ihre schweren Geschosse rissen in Volltreffern ganze Reihen nieder u. das sogenannte griechische Feuer*) richtete entsetzliche Verheerungen an.

*) Es war dies eine Mischung von ungelöshtem brennenden Ralk und Erdöl, welches aus großen Spritzen auf die Feinde geschleudert wurde, die nicht durch Wasser oder sonstwie zu löschen war.

Nach langem, fürchterlichem Ringen hielten die stürmenden Massen inne. Trotz furchtbarster Opfer waren sie nicht viel weiter gekommen; sie waren entmutigt. Und nun schwankten ihre Linien langsam rückwärts und weiter rückwärts.

Auch der zweite, furchtbarste Ansturm war siegreich abgeschlagen, und in der Stadt Konstantinopel jauchzte und jubelte das feige Griechenvolk bereits, als ob es selbst den Sieg errungen hätte und nun das Wunder der Rettung eingetreten wäre.

Selbst Sultan Mohammed sah rasend vor Wut den Mißerfolg ein und zögerte, den Befehl zu einem dritten Generalsturm zu geben. Da kam aus den Kehlen von zwanzigtausend Janitscharen, den Tapfersten seiner Leibwache, der einstimmige Ruf, zum Sturm geführt zu werden, da sie noch nicht zum Nahkampf gekommen seien. Und ihr Herr schickte sie gegen die Mauern; andere Tausende folgten ihnen wieder nach, der dritte Ansturm bereitete sich vor.

Vielleicht wäre auch er abgeschlagen worden. Aber da trat das kleine Ereignis ein, welches die Wendung herbeiführen sollte. Der tapfere, gleich dem Kaiser selbst hochangesehene und bewährte Heerführer Justiniani, der Genuese, wurde durch einen Pfeilschuß verwundet und verlor, schon bisher über alle Maßen angestrengt, die Herrschaft über sich. Trotzdem Kaiser Konstantin ihn förmlich ansah, zu bleiben, nur daß die Leute ihn noch in ihrer Mitte hätten, und trotzdem die rasch verbundene Wunde nicht gefährlich erschien, verließ er als gebrochener Mann seinen Posten, und ihm schloß sich eine große Zahl der von ihm gewonnenen Freiwilligen an — lauter stürmerpropte Kämpfer und alle Vorstellungen und Bitten halfen nichts.

Die Feinde konnten die jetzt eingetretene Schwächung der Verteidiger und die Verwirrung derselben, die um sich griff, bemerken und nun war ihre Zeit gekommen. In wütendem Ansturm berannten sie aufs neue die Mauern, der Widerstand der zum Tode ermatteten und an Zahl erheblich schwächer gewordenen Christen ließ nach, die Ungläubigen legten, fanatisiert durch die Aussicht auf Sieg und Beute, die Leitern an, und ein riesiger Janitschar, namens Hassan, erstieg als Erster die Mauern Ostroms mit dem Jubelruf: „Allah ist Gott und Mohammed sein Prophet!“ Ihm folgten Duzende und Hunderte, und im Handgemenge fielen die letzten Verteidiger, während schon durch die Straßen von Konstantinopel der Schreckensruf ging: „Die Stadt ist genommen, die Fahne des Halbmonds weht auf den Mauern!“

Durch die Breschen und eingeschlagenen Tore wälzten sich die Türken dem Innern der Stadt entgegen. Aber beim Romanustor, am östlichen Ende von Konstantinopel, kamen sie nicht weiter. Hier wehrte ihnen Kaiser Konstantin mit seiner treuen Heldenschar den Eingang. Fürchterlich wird gekämpft und die Ungläubigen kommen nicht weiter. Nun aber brüllen von der inneren Stadt her ungezählte Ungläubige ihr fanatisches „Allah!“ Sie sind durchs westliche Tor Kerkoporta eingedrungen und greifen die kaiserliche Schar auch noch im Rücken an mit ihrer Übermacht. Damit ist das Schicksal Konstantins und seiner Stadt entschieden.

Die Reihen seiner Tapferen lichten sich immer mehr. Er wirft den kaiserlichen Purpurmantel ab, um desto besser das Schwert führen zu können, das Blut strömt ihm aus Gesicht und Hals, und er klagt, daß er durch die Hand eines Ungläubigen sterben müsse: „Ist kein Christ hier, der mir das erspart und mir selbst das Haupt abschlägt?“ Ein Janitschar spaltet in diesem Augenblick ihm den Kopf, und unerkannt sinkt der letzte Kaiser Ostroms, Konstantin XI., zu Tode getroffen zusammen. Als vollendeter Held, als der Mann, welcher sein irreges leitetes Volk zur Einheit des Glaubens und der Kirche zurückführen wollte und selbst mit seinem Hof wieder katholisch geworden war, ist er gefallen für seine Hauptstadt und sein Reich, und mit ihm hat die Reihe der oft so unwürdigen, entarteten und schlechten Nachfolger des großen Konstantin auf dem Throne des oströmischen Reiches doch noch einen erhebenden und ehrenvollen Abschluß für immer erhalten.

Nun gab's für die von allen Seiten einströmenden Massen der Sieger keinen Widerstand mehr, und die entmenschte Soldateska Mohammeds machte von dem Rechte, das ihr eingeräumt war, fürchterlichen Gebrauch.

Unterdessen rannte das Volk wie wahnsinnig zur „Hagia Sophia“, zur herrlichen, riesigen Kuppelkirche der Hauptstadt. Es hat vergessen, daß es bis vor wenigen Stunden dieses Heiligtum tausendmal verwünscht hat, weil es durch die Union vom Kaiser wieder dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben worden war. Nunmehr trieb der Unglaube und die Angst die Massen hinein. Sie glaubten felsenfest, in der Sophienkirche werde sich das Wunder des Engels mit dem Schwerte ereignen, und keinem, der in diesem Heiligtum sich befinde, werde ein Feind Schaden können. Der ungeheure Raum war in allen seinen Teilen, auch in den Anbauten

usw. mit Menschen vollgedrängt; die Tore hatte man überall fest geschlossen.

Aber die vermessenen Erwartungen des von schismatischen Popen und Mönchen irregeleiteten Volkes wurden fürchterlich zunichte gemacht durch das, was folgte. Die Sophienkirche, seit fünfshundert Jahren Kathedrale der schismatischen Patriarchen von Konstantinopel, ist zum Schauplatz der furchtbarsten Greuelthaten, zum Mittelpunkt des Blutvergießens, der Verwüstungen und der gottesräuberischen Verbrechen der Ungläubigen geworden an jenem 29. Mai des Jahres 1453.

In wenigen Minuten waren die herrlichen Tore eingeschlagen, die Janitscharen und andere türkische Soldaten drangen unaufhaltsam massenhaft ein, und was nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Weit mehr als tausend wehrlose, um Gnade jammernde Menschen wurden in der ersten Wut der Sieger niedergemacht; das Blut derselben bedeckte den Kirchenboden, daß man darin watete: vor allem waren es alte Männer und kleine Kinder, die man kurzerhand erstach oder enthauptete, viele wurden auch noch entseßlich gequält. Das schrecklichste Los traf die Frauen und Jungfrauen, auch die Nonnen der orthodoxen Klöster nicht ausgenommen. Sie hätten mit Freuden den Tod dem Schicksal vorgezogen, das sie ereilte. Die Schätze der Sophienkirche an goldenen und silbernen Gefäßen, Paramenten, Heiligenbildern wurden nicht nur beraubt, sondern teilweise bestialisch mißbraucht, das große Kreuzifix wurde herabgerissen, dem Bilde des Heilands ein Janitscharenmühe aufs Haupt gesetzt und es dann unter dem Hohngeächter durch die Kirche getragen mit dem Rufe: „Seht da den Gott der Christen!“ Das ganze Heiligtum war eine Stätte greulichster Verwüstung. Dann wurden die noch jungen und kräftigen Männer mit Pferdehalftern, die Frauen mit ihren eigenen Schleiern gefesselt und als recht- und ehrlose Beute der Janitscharen unter Peitschenhieben fortgetrieben zum Verkauf in die Sklaverei. Ähnlich wüteten die viehischen Eroberer in der ganzen Stadt. Massenmord, Plünderung, Zerstörung und teuflische Mißhandlung des Frauengeschlechtes dauerten an, bis das Werk der Hölle vollendet war. Mehr als zweitausend Tote lagen in den Kirchen und Häusern, auf allen Straßen und Plätzen in Blutlachen, Millionen an Geld, Kleinodien und Wertsachen, das Vermögen der ganzen Einwohnerschaft,

ungezählte Kunstschätze, Handschriften und Bücher, die unersetzlich waren, fielen in die Hände der asiatischen Ungläubigen oder waren vernichtet.

Im ganzen wurden etwa achtzigtausend Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder als Sklaven verkauft, wobei auch die Juden ihren Profit machten, die bar bezahlten und die Gefangenen umsfache teurer an reiche Türken verkauften. Ehegatten und Geschwister, Väter und Kinder wurden auseinander gerissen, in alle Teile der Türkei weggeführt, der Schmach und Sklaverei entgegen, um nie wieder einander zu sehen und im Mohammedanismus unterzugehen für sich und ihre Nachkommen.

Sultan Mohammed ließ seinen Soldaten reichlich Zeit zur Befriedigung aller ihrer viehischen und satanischen Gelüste; erst am Abend zog er selbst, umgeben von seinen Fürsten, unter rauschender Musik und dem ohrenbetäubenden Siegesgeschrei seiner blutbesleckten Scharen in die Stadt ein und ritt durch das eingeschlagene Haupttor in die Sophienkirche, die noch von Blut und Leichen bedeckt war, in welcher die Plünderung und die Gewalttaten immer noch andauerten. Einem betrunkenen Türken, der ein kostbares Marmorbild zerschmetterte, wie deren ungezählte schon vernichtet waren, schlug er selbst mit der Streitart den Schädel ein mit dem Rufe: „Weißt du nicht, daß ich euch die Reichtümer und die Menschen überlassen habe, daß aber die Monumente und Gebäude mir gehören?“

Dann stieg er empor zum Altar, verrichtete sein Dankgebet für den Sieg an Allah, und auf seinen Wink riefen die mohammedanischen Muezzins von der Kanzel und der Höhe der Kirche herab mit lauter Stimme: „Allah ist Gott, Allah ist groß und Mohammed sein Prophet, kommt zum Gebete!“

Und mit Blut besudelt füllten die entmenschten Ungläubigen das christliche Heiligtum, welches nun zur Hauptmoschee der Türken geworden war. Sie ist es geblieben bis in die neueste Zeit herein; der modernen Barbarei ist es vorbehalten geblieben, diesen herrlichsten Tempelbau des ersten Christentums zu einem Vergnügungslokal umzuwandeln — da haben selbst die Mohammedaner noch mehr Pietät gehabt . . .

Der Greuel der Verwüstung dauerte noch in den folgenden Tagen an.

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Großflattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben